

Regina F. Bendix

## **Wissenschaftliche Transformationen und Formate deren Dokumentation**

Dass der Gastgeber und Herausgeber den Begriff Protokoll wählte, um die Sammlung von Thesen, Briefen, Texten und Diskussionsauszügen rund um die Falkensteiner Arbeitstagung zu betiteln, befremdet vielleicht nur eine Fremde. Das Nomen ist vornehmlich mit juristischer Assoziation versehen, und der Eintrag im Grimm'schen Wörterbuch bestätigt dies. Dieser beginnt nach der Herleitung von „protocoll, protokoll, n.“ mit Verortungen im juristischen Feld seit der Vorantike: Die Erläuterung von Gerichtsakten und Urkunden würden als Protokolle bezeichnet, und für den Strafprozess gäbe es auch das Untersuchungs- und Verhörprotokoll. Möglicherweise war es gerade die ‚Beweisführung‘, die die Genese der „Falkensteiner Protokolle“ mitmotivierte – eine Dokumentation, in welcher selbst nach fünfzig Jahren die Härten und das schmerzträchtige Ringen um Wege in eine wissenschaftliche Zukunft spürbar sind. Die Tagung selbst wurde als aufrichtiges, in existenzielle Tiefen reichendes Disputieren erfahren, wie aus einem der Tagungsberichte hervorgeht. Die in der Vorbereitung zirkulierten und in den Protokollen im jeweiligen Originaltyposkript vervielfältigten Papiere hatten dagegen fortgesetzte Turbulenz erwarten lassen (11–12). Auf die Tagung und ihre Resolution folgte die Oral History, die das Ereignis mitsamt seinen Vorläufern als Jahre schwelender, nicht nur, aber auch generationeller Divergenzen erinnert und für vieles verantwortlich macht: vom Umbau der Disziplin an verschiedenen Standorten über das Mutieren zum Vielnamensch bis zu individuellen Erschütterungen und Erkrankungen. Letzteres ist als Resultat heftiger akademischer Auseinandersetzungen leider nicht unüblich und wird auch kaum zum Anlass legaler Schritte genommen. Die juristisch allenfalls tatsächlich als ‚schädigend‘ auszumachenden Äußerungen wurden jedoch bewusst nicht protokolliert: „Desgleichen sind die nur einmal – am Empirie-Abend – aufgetauchten emotionalen Auseinandersetzungen in der Wiedergabe beschnitten worden und dafür streng thematisch orientierte Erörterungen ausführlicher dokumentiert, weil sie einen bleibenden Ertrag darstellen und nicht nur Augenblicksfunktion besitzen“ (17).

Als ungewöhnliches Publikationsformat erreichten die „Falkensteiner Protokolle“ keine der US-amerikanischen Bibliotheken, wo ich studierte und lehrte, – wohl aber die relevanten Aufsätze in deutschen Fachzeitschriften und die weiteren, den Umbruch markierenden Bände. Als ich die Protokolle nach meinem Amtsantritt 2001 in Göttingen erstmals in Händen hielt, erstaunte mich deren bescheidenes Auftreten – unsere Bibliothek hat den Band in gänzlich unbeschriftete grüne Pappe mit schwarzem Rücken und Signatur gebunden. Wenn ich den Band heute betrachte, so erscheint er als ein durch eine starke Hand strukturiertes Set von Archivalien,

welches mein „Wissen“ um die deutsche Fachgeschichte, wie sie sich mir aus der Lektüre „richtiger“, seit 1965 erschienener Publikationen erschlossen hatte, bestätigt. Gleichzeitig wird aus den Materialien der Diskussionston vernehmbar, wie ich ihn noch an meinem ersten dgv-Kongress 1985 nach manchen Vorträgen hörte. Ein Ton, das gebe ich gerne zu, den ich, damals aus den USA nur kurzzeitig in Europa, in seiner Härte für unproduktiv und befremdlich hielt. Nach neunzehn Jahren akademischer Praxis in Deutschland bin ich sowohl mit der Dichte des Protokollierens wie auch den scharfen Tönen vertraut (wiewohl die Schärfe in unserem Fach deutlich nachgelassen hat, im Vergleich zu Fächern, deren Auseinandersetzung mit dem NS deutlich später einsetzte) und sehe beides, ebenso wie das Format der Protokolle, als historisch geprägte Formen von Vergangenheitsbewältigung und Neupositionierung.

Aus den Seiten sprechen Menschen, die ich erst kennenlernte, als sie bereits Professor\*innen und Emeriti waren. Sie gaben 1971 ihre Zustimmung zur Veröffentlichung und erlaubten damit authentischen Einblick in ihre damalige Anstrengung zu überzeugen, zu richten und zu vermitteln, festzuhalten und zu zweifeln, ebenso wie in ihr z.T. ungeschöntes Schreiben. Wie es sich anfühlt, dieses jüngere Selbst zu erinnern, bedürfte einer eigenen Interviewstudie. Für eine nicht Beteiligte konkretisieren und erklären diese Archivalien zum einen langanhaltende Gräben in der deutschen Fachlandschaft, zum andern verlangen sie Respekt für ein ziviles Miteinander, dass trotz dieser phänomenalen Auseinandersetzung möglich blieb.

Ein Vergleichsstück ebenfalls ungewöhnlichen Formates sind die von Stith Thompson 1953 herausgegebenen „Four Symposia on Folklore“, die eine zweiwöchige Bestandsaufnahme des wissenschaftlichen Umgangs mit Folklore im Sommer 1950 dokumentierten. Auch hier findet sich eine Liste der Teilnehmer\*innen – sie rekrutierten sich aus den USA, Europa, aber auch Japan, Pakistan oder den Philippinen. Thompson nutzte seine damalige Rolle als Dekan an der Indiana University, um dieses als universitäres Fach noch kaum existierende Feld zu konsolidieren, und bereitete den Weg für die spätere Gründung des Folklore and Ethnomusicology Institutes durch Richard M. Dorson vor. Die Geladenen diskutierten Impulsreferate zu den Themen „Sammeln“, „Archivieren“, „Vermitteln“ und „Lehren“ von Folklore. Aus den gut 300 Seiten geglätteter Transkriptionen geht eitel Freud' und Sonnenschein hervor, man wollte voneinander lernen, international vergleichbare Methoden im Generieren von studierbarem Material erarbeiten und Problemstellungen wie etwa das Popularisieren – nicht unähnlich der deutschen Diskussion um Rücklauf – diskutieren. Das Leseexemplar in der Bibliothek war voll der studentischen Marginalien, als ich mich 1983 für das Masterexamen in Bloomington vorbereitete, wofür die Four Symposia neben vielen andern Werken zu lesen waren. Die Themen erschienen Kohorten stets neuer Studierender offenbar veraltet oder zu basal, und das ungewohnte Format passte so gar nicht zu dem, was sonst geprüft werden würde. Im heutigen Rückblick wird verständlich, dass Studierende diese Diskussionen als Evidenz von

Fach- und Institutionsgründung kennen und auch dreißig Jahre später noch ein Maß an Ehrerbietung für die damaligen Koryphäen aufbringen sollten. Im Vergleich mit den Protokollen spricht aus dem Englischen der sorgfältig in die Schriftlichkeit überführten Diskussionen viel an Wohlwollen und gemeinsamer Suche nach disziplinärer Verstetigung. Ziel war ein Auf- und nicht Umbau.

Bei allem Glätten bleibt aber auch hier der Eindruck einer Archivalie. Sie fand sich in meinem ersten Lesekontext der 1980er Jahre parallel zu den schon seit mehr als einem Jahrzehnt publizierten, aber immer noch intensiv diskutierten Artikeln des Bandes „Toward New Perspectives in Folklore“, der offenbar weiterhin zu umstritten war, als dass er auf der Masterexamen-Leseliste aufgeschienen wäre. Die Autor\*innen dieser 1971 erschienenen Nummer des Journal of American Folklore standen alle am Anfang ihrer Karriere, wie der damalige Herausgeber Américo Paredes schrieb, und während sie keine einheitliche Sichtweise vertraten, füllten sie dieses wichtigste Publikationsforum der US-Folkloristik mit Ansätzen, die den Staub des Sammelns abschütteln und Interpretationen und zunehmend soziopolitisch differenzierende Wirkungsweisen der vernakularen Kultur herausarbeiten wollten (1971: iv). Das Publikationsjahr ist dasselbe wie das der Protokolle, die transformativen Einflüsse und die historischen Kontexte in dieser Siedlergesellschaft waren andere. Auseinandersetzungen, die es insbesondere beim Jahreskongress und kleineren Tagungen rund um diesen großen Umbruch gab, wurden etwa in Seminaren mündlich – und mit Elan und Humor – berichtet, und da weder Protokolle noch das Format „Tagungsbericht“ gebräuchlich sind, ruhte der Schwerpunkt des Wandels im Publizieren, Rezipieren und Lehren. Ein sportliches Ringen zwischen textzentrierten und Performanz elaborierenden Ansätzen entspannte sich über das folgende Jahrzehnt, beide fanden Raum, um sich fortzusetzen auf einem großen Kontinent, wo die Folkloristik universitär eine fragile, wenn auch fruchtbare und vielseitig disziplinär andockbare Marginalie geblieben ist.

Falkenstein hat dagegen mythische Qualitäten. Die erinnerte Heftigkeit mag intensive kollektive Diskussionen um neue Entwicklungen des Faches hemmen, fragmentieren und diffundieren. Die Existenz und Zugänglichkeit der Protokolle ist aber auch Evidenz für eine Mischung aus intellektueller, institutioneller und gesellschaftlicher Sorge, die dieses Fach sich erhält und aus welcher sich bei aller Unterschiedlichkeit von Standortprofilen kollektive Bemühungen speisen.

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.10>